Zeitschrift: Zeitschrift für Sozialhilfe : ZESO
Herausgeber: Schweizerische Konferenz für Sozialhilfe SKOS
Band: 115 (2018)
Heft: 2

Artikel: "Kinder werden von frühem Alter an negativ etikettiert"
Autor: Stamm, Margrit / Hess, Ingrid
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-839880

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«Kinder werden von frühem Alter an negativ etikettiert»

INTERVIEW Seit vielen Jahren ist es Ziel der Bildungspolitik, die Chancengerechtigkeit zu erhöhen und auch Kindern aus prekären Verhältnissen den Weg in höhere Bildung zu ermöglichen. Der Erfolg lässt jedoch auf sich warten. Studien zeigen immer die gleichen Zahlen. Die Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm, Direktorin des Forschungsinstituts Swiss Education, sagt, warum das so ist.

«ZESO»: Frau Stamm, Sie haben sich in der Forschung intensiv mit den Fragen der Chancengerechtigkeit befasst. «Arbeiterkinder an die Hochschulen» lautet der Titel einer Ihrer Publikationen. Haben heute Kinder von Eltern mit wenig Bildung bessere Chancen auf gute Bildung?

Margrit Stamm: In der Bevölkerung besteht die Vorstellung, dass in den letzten zwanzig Jahren viel in Bildung investiert wurde und deshalb die Chancengerechtigkeit jetzt erreicht ist. Aber das stimmt so nicht. Es ist nach wie vor so, dass vor allem Kinder aus gut gebildeten Familien an die Universitäten gehen, und Kinder aus einfachen und prekären sozialen Verhältnissen diese Möglichkeiten nicht nutzen oder nicht nutzen können.

Warum kommen wir auf dem Weg der Chancengerechtigkeit nicht wirklich vorwärts?

Man sagt immer, es sei gut, wenn Kinder aus benachteiligten Familien eine gute Bildung erhalten, und meint damit die Berufsbildung. Aber es gibt eine Reihe von Untersuchungen, die zeigen, dass es viele intellektuell begabte einheimische Arbeiter- und auch Migrantenkinder gibt, die den Weg in die Wissenschaft nicht verfolgen, weil sie nicht in diese Richtung sozialisiert sind. Sie landen dann in der Berufsbildung – nichts gegen die Berufsbildung –, obwohl sie eigentlich ins Gymnasium und an die Universität gehören würden. Gleichzeitig gehen viele Kinder aus gut situiertem Zuhause ins Gymnasium, obwohl sie von ihrem Potenzial her in der Berufsbildung besser aufgehoben wären.

Kinder von Akademikern haben eine 3,7-mal höhere Chance auf eine höhere Ausbildung. Spielen da nicht auch die ökonomischen Rahmenbedingungen eine Rolle?

Das meinen die meisten. Aber die ökonomische Frage stellt sich eigentlich erst, wenn es um Stipendien geht. Die wichtigen Schaltstellen liegen beim Übertritt von der Primarschule in die Sekundarstufe. Lehrkräfte spielen da eine wichtige Rolle. Zwar gibt es einige Modelle, die benachteiligte Kinder hervorragend fördern. Doch glauben viele Lehrpersonen häufig, dass Kinder aus einfachen Verhältnissen von der Familie zu wenig Unterstützung erhalten, weshalb der höhere Bildungsweg für sie zu schwierig sei. Und sie trauen ihnen diesen dann auch nicht zu. Gehen Arbeiter- oder Migrantenkinder dennoch ans Gymnasium, entscheiden sie sich nach der Matura viel seltener für die Universität, sondern machen stattdessen eine Lehre, die eine Matura voraussetzt. Erst ab dem Gymnasium spielen ökonomische Fragen auch eine wichtige Rolle, aber nicht nur.

Sie weisen in Ihrem Buch «Lasst die Kinder los» darauf hin, wie sehr heute vor allem Akademiker-Eltern ihre Kinder fördern. Auch dadurch geht die Bildungsschere ja eher noch weiter auf.

Die Frühförderung wird zur Achillesferse der Chancengerechtigkeit, wenn man sich nicht bewusst wird, dass nicht alle Kinder diese Voraussetzungen mitbringen. Kinder aus bildungsaffinen Familien überzeugen schon in ihrem selbstbewussten Auftreten. Sie sind es einfach von früh an gewohnt, sich gut auszudrücken, sich richtig zu verhalten und so weiter. Das bedeutet aber nicht zwangsläufig, dass sie intelligenter sind. Wir wissen aus der Forschung, dass früher PC- oder Englisch-Unterricht eigentlich gar nicht viel bringt. Kommt hinzu, dass diese Eltern mit ihren hohen Bildungsambitionen für ihr Kind von der Schule entsprechende Förderung erwarten. Diese Unterstützung erfahren Kinder aus weniger bildungsaffinen Familien nicht.

Was müsste man tun?

Ich sage jetzt etwas sehr Einfaches, aber das Einfachste ist eben oft das Schwierigste: Man muss Haltungen ändern. Lehrkräfte haben häufig die Vorstellung, dass ein armes Kind vor allem karitative Unterstützung braucht. Sie trauen ihm automatisch auf der Bildungsebene wenig zu. Diese Haltung ist sehr verbreitet. Sie zu ändern, ist enorm schwierig. Aber es gibt natürlich Ausnahmen und Leuchtturmschulen.

Können wir das Bildungssystem so gestalten, dass es allen Kindern die gleichen Chancen bietet – ihren Fähigkeiten und nicht ihrer sozioökonomischen Herkunft entsprechend?

Wichtig ist der Eintritt in den Kindergarten und der Übergang von der Primarschule in die Sekundarstufe I. Ich glaube, wir sind zu wenig sensibel, wenn es darum geht, auf diese Ungleichheiten der Kinder beim Eintritt in den Kindergarten zu reagieren. Kinder aus benachteiligten Familien haben oft einen geringeren Wortschatz, verhalten sich lauter und ungestümer – oder Migrantenkinder sind kulturell anders sozialisiert: Vielleicht sprechen sie nur, wenn man sie anspricht, vielleicht schauen sie der Lehrperson nicht in die Augen. Beim Übertritt in die Oberstufe dann spielen in vielen Kantonen die Eltern eine wichtige Rolle. Denn neben den Prüfungen wird auch die Meinung der Eltern zur Beurteilung des Schülers beigezogen. Eine Studie meiner Kollegen an der Universität Freiburg hat gezeigt, dass über-

Bilder: Béatrice Devènes

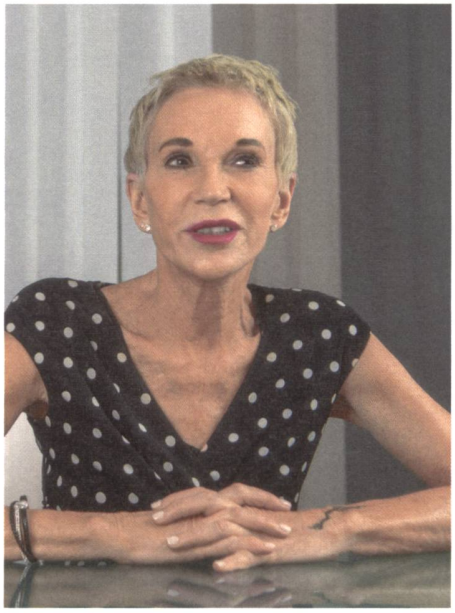
all dort, wo die Meinung der Eltern beim Übertritt in die Sekundarstufe I eine Rolle spielt, die Entscheide entsprechend dem Wunsch der Eltern ausfallen. Ferner hat diese Studie auch gezeigt, dass sich Eltern, die aus einfacheren Verhältnissen stammen, auch dann nicht für ihre Kinder wehren, wenn diese eigentlich gute schulische Leistungen bringen. Ich bin an diesem Thema auch deshalb sehr interessiert, weil ich selber aus so einem Milieu stamme.

Spielen nicht doch auch die ökonomischen Voraussetzungen eine Rolle? Gerade arme Eltern können sich eine höhere Bildung für ihre Kinder vielleicht einfach nicht leisten.

Eltern aus benachteiligten Milieus empfinden ein Studium natürlich häufig als zu teuer. Sie wehren sich dagegen, viel Geld zu investieren, ohne sicher zu sein, dass es sich lohnt. Stipendien sind jedoch ein wichtiges Mittel, damit sich Eltern für ein Universitätsstudium überhaupt erwärmen können und ihre Söhne und Töchter es dann auch tatsächlich ergreifen. Grundsätzlich fürchten aber viele dieser Eltern, dass der Sohn oder die Tochter mit einem Studium nicht mehr in die Familie passt. Daraus ergibt sich für die Betroffenen eine grosse Diskrepanz, die für sie sehr schwierig zu bewältigen ist. Einerseits möchten sie sich der Familie weiterhin zugehörig fühlen, dann müssen sie jedoch auf das →

MARGRIT STAMM

Bis 2012 hatte Margrit Stamm (67) den Lehrstuhl für Pädagogische Psychologie und Erziehungswissenschaft an der Universität Fribourg inne. 2013 gründete sie das Forschungsinstitut Swiss Education in Bern. Stamm ist als Autorin zahlreicher Bücher bekannt (Begabte Minoritäten, 2009; Lasst die Kinder los 2016, Goldene Hände 2017, Väter: Wer sie sind, was sie tun, wie sie wirken, 2018) und als Gastprofessorin an diversen Universitäten im In- und Ausland sowie in wissenschaftlichen Beiräten von nationalen und internationalen Organisationen tätig. Im März 2018 wurde Stamm mit dem internationalen Doron-Preis für ihr wissenschaftliches und gesellschaftliches Engagement geehrt.



→ Studium verzichten. Andererseits fühlen sie den grossen Wunsch, sich intellektuell zu bilden. Dann müssen sie sich irgendwie von der Familie distanzieren.

Eine Studie zeigt, dass Kinder aus prekären Verhältnissen, die aber einen höheren Bildungsabschluss schaffen, trotzdem weniger Chancen auf eine bessere soziale Stellung haben.

Vielleicht liegt das am Habitus, an den Soft Skills. Es braucht sehr viel Selbstvertrauen, sich in gehobeneren Kreisen zu behaupten. Das ist eine grosse Herausforderung, die nicht alle schaffen.

Finnland galt lange als das Musterland in Sachen Bildung – auch, was die Chancengleichheit angeht. Auch wenn das vielleicht medial aufgebauscht war, könnten wir von Finnland nicht etwas lernen?

Der ehemalige finnische Bildungsminister hat kürzlich an einer Veranstaltung, an der ich auch ein Referat hielt, berichtet, dass Finnland viel Geld in die frühkindliche Bildung umgeleitet hat, auch Kanada und die Niederlande haben das getan. Solche Systeme haben mutige Entscheide getroffen und Umverteilungen vorgenommen. Das ist in der Schweiz eher schwierig. Aber natürlich geht es auch nicht darum, ein Land als Musterbeispiel zu verwenden. Meist lassen sich die Bildungssysteme nicht isoliert betrachten.

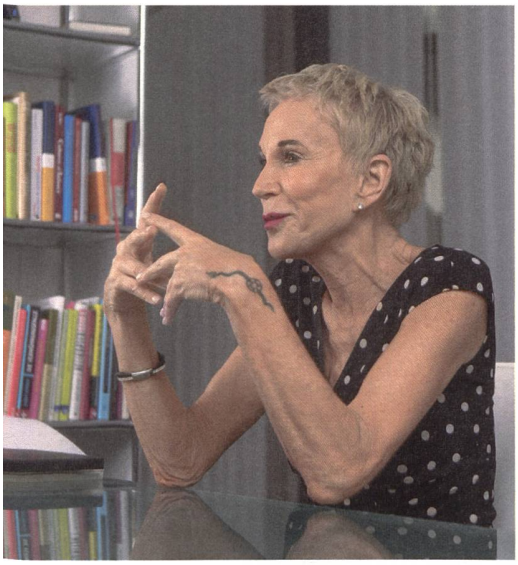
Sie fordern in Ihrer Publikation, vom «Defizitblick» Abstand zu nehmen: Was bedeutet das im Schulalltag?

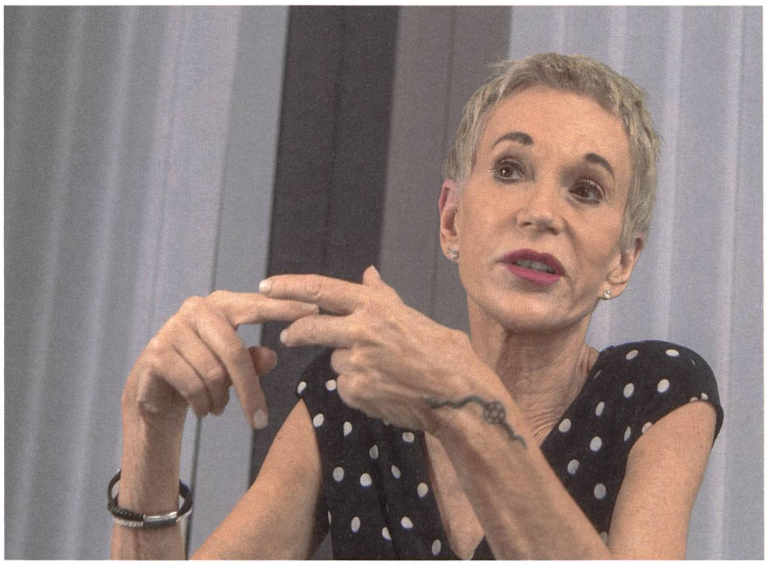
Zunächst meine ich den Perspektivenwechsel hin zur Sicht auf Potenziale und Begabungen. Hochbegabung, die zu Beginn meiner Tätigkeit an der Hochschule mein Forschungsschwerpunkt war, galt lange Zeit als ein Unthema. So etwas gibt es nicht, hiess es damals. Von 1995 bis 2008 wurde es plötzlich zu einem grossen Thema, das Geld floss und zahlreiche Projekte wurden lanciert. Doch seit dem Anstieg des Spardrucks und dem Fokus auf die frühkindliche Erziehung hat der Negativblick wieder überhand genommen. Es geht in der Schule grossmehrheitlich darum festzustellen, was ein Kind nicht kann – und nicht darum, was es schon kann, wie beispielsweise auch soziales Verhalten, sportliche Fertigkeiten oder etwas Ähnliches. Der Defizitblick lässt sich auch daran erkennen, dass die Kinder immer häufiger in Therapien geschickt werden. Ich bedaure diese Entwicklung enorm. Wir sprechen zwar von früher Förderung und fokussieren dann aber trotzdem vor allem auf das, was Kinder nicht können. Das finde ich falsch. Kinder werden auf diese Art von frühem Alter an negativ etikettiert.

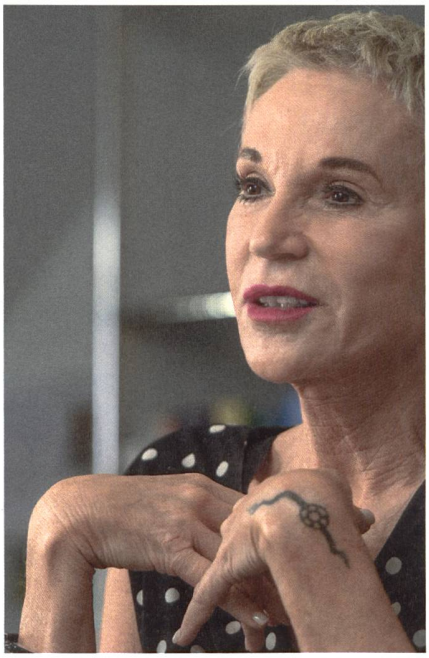
Auch Sie stammen aus dem Arbeitermileu. Damit zeigen Sie ja, dass es möglich ist, trotzdem eine Professur zu erhalten. Wie haben Sie den Aufstieg geschafft?

Den Übertritt ins Gymnasium habe ich nur knapp geschafft. Und dort sagte der Klassenlehrer meinen Eltern, dass ich ohne die adäquate elterliche Unterstützung eigentlich zum Scheitern verurteilt sei. Ich war dann auch ziemlich schlecht in der Schule und habe auch die Matur nur mit Ach und Krach geschafft. Mein grosses Glück war, dass ich eigentlich immer Mentoren hatte. Im Gymnasium erhielt ich von meinem Deutschlehrer Unterstützung. Er sagte zu mir: «Das schaffst du!» Auch mein Mann hat mich immer unterstützt und tut es heute noch. Und auch an der Universität gab es einen Kollegen, der an mich glaubte und mich ermunterte, zu habilitieren. Ich hatte also drei Mentoren, das war wohl für mich, wie für andere in meiner Situation auch, ausschlaggebend.

«Man darf als Wissenschaftlerin nie resignieren. Ich denke, man muss kämpfen, man muss Fakten vorlegen und damit etwas zur Diskussion beitragen.»







Sie wurden im März mit dem internationalen Doron-Preis geehrt. Wofür werden Sie das Preisgeld verwenden?

Es gibt zwei Themen, die ich wirklich noch angehen möchte. Das erste sind die Arbeiterkinder. Ich möchte die Erfolgsfaktoren dafür untersuchen, warum es ein Kind aus einfachen Verhältnissen trotzdem an die Universität schafft. Das zweite Thema ist die Feminisierung der Schule. Ich möchte gerne herausfinden, warum sich Männer immer seltener für den Lehrerberuf entscheiden.

Sie mischen sich mit Ihrer Forschung oft in aktuelle öffentliche Diskussionen ein. Sie betreiben in diesem Sinne keine Forschung um der Forschung willen, sondern um wirklich etwas zu bewegen – mit Erfolg?

Man darf als Wissenschaftlerin nie resignieren. Ich denke, man muss kämpfen, man muss Fakten vorlegen und damit etwas zur Diskussion beitragen. Unsere Aufgabe als Wissenschaftler ist es, uns einzumischen und nicht im Elfenbeinturm vor uns hinzuforschen. Natürlich muss man sich dann etwas um Verständlichkeit bemühen.

Eigentlich sind Sie ja schon im Rentenalter – und trotzdem in der Forschung noch sehr aktiv. Was möchten Sie noch erreichen?

Ich fühle mich sehr privilegiert, dass ich unter solchen Bedingungen arbeiten kann, und nur tun kann, was mir wirklich Freude macht und mich interessiert. Ich kann mir deshalb eigentlich nicht vorstellen, dass ich einmal sage: «So, dann und dann höre ich auf.» Ich habe ja die Habilitation erst mit 53 Jahren gemacht, nachdem die Kinder selbständig waren. Also bin ich mit meiner Karriere fünfzehn Jahre später dran als viele Kolleginnen und Kollegen. Mein Leben ist voller Dinge und Fragen, die mich noch interessieren. Natürlich werde ich mich aber auf das konzentrieren, was mir wirklich wichtig ist. ■

Das Gespräch führte
Ingrid Hess